



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der technische Chiasmus in der neuern Dichtung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und Bogen als eine „ökonomisch wie sozialpolitisch minder leistungsfähige“ und daher zum Untergange verurteilte Betriebsform dargestellt wird. Das ist es thatächlich nicht, wie wir unzähligemal bewiesen haben. In Österreich mag es bei der Zämmlichkeit der allermeisten Handwerker so scheinen; im Deutschen Reiche aber haben wir noch viele tüchtige Handwerker, die ihr gutes Fortkommen finden, und die auch ihre Lehrlinge gut ausbilden; gerade diese freilich wollen vom Staatschutz und von der neuen Organisation nichts wissen; sie brauchen keins von beiden und wünschen weiter nichts, als daß man sie ungeschoren lasse. Soweit Genossenschaften heilsam wirken können, wird sie das Bedürfnis schon von selbst erzeugen; künstlich gebildete und den Handwerkern aufgezwungne werden bei uns so tot bleiben wie in Österreich.



Der technische Chiliasmus in der neuern Dichtung



er Chiliasmus, der Glaube an die irdische Wiederkehr des Heilands, eine vorläufige Auferstehung der getreusten Zeugen und Märtyrer der christlichen Heilswahrheit, an das tausendjährige Reich des Friedens, der üppigsten Fülle und jeder Herrlichkeit, in dem die heiligen und seligen Priester Gottes, die Teil haben an der ersten Auferstehung, mit Christus regieren werden, hat seit dem zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung in wundersam verschieden Gestalten fortgelebt. Der uralte Chiliasmus der Ebioniten und Montanisten, der Glaube, den Tertullian verfocht und Origenes bekämpfte, der Chiliasmus der Wiedertäufer, der im Zion des Schneiderkönigs von Münster seinen erschreckendsten Ausdruck fand, und der des siebzehnten Jahrhunderts, dem so verschiedene Gläubige wie die „Heiligen“ in Cromwells Regimentern und die „Erweckten“ der kleinen westdeutschen Separatistengemeinden anhängen — alle sie trafen in der schwärmerischen Erwartung und der sinnlichen Ausmalung einer goldnen Zeit immer wieder zusammen. Und wenn schon Origenes mit bitterem Spott den Chiliaisten seiner Tage entgegenrief: „Sie wollen wieder dasselbe sein, was sie gewesen sind. Ihren Gelüsten schmeichelnd, beziehen sie die Verheißungen auf sinnliches Wohlbehagen und Überfluß, und darum ganz besonders begehren sie auch nach der Auferstehung wieder ein Fleisch, dem die Fähigkeit zu essen und zu trinken und alles zu thun, was dem Fleische zukommt, nie gebricht. Hierzu fügen sie eheliche Verbindung und Kinderzeugung und wännen, Jerusalem werde als irdische Stadt wieder aufgebaut werden,

auf einem Grund von kostbaren Steinen, mit Mauern von Saspis, mit Türmen von Krytall, mit einer Ringmauer von auserlesenen und bunten Steinen," so hielt dies alle spätern Schwärmer chiliastischer Richtung nicht ab, in der gleichen Weise die Zukunft zu verkünden, zu träumen und phantastisch auszuschnücken.

Immer jedoch blieb die Voraussetzung dieser prophetischen Bilder komender Zeiten, da Milch und Honig fließen und das Lamm neben dem Löwen ruhen würde, die religiöse Läuterung, die innerliche Heiligung, mit einem Wort ein selbstthätiger Entschluß, eine sittliche Arbeit derer, die Bürger des tausendjährigen Reichs werden wollten. Daß ein leiser, niemals völlig stockender Einfluß von den Bildern dieser letzten und höchsten Weltherrlichkeit beinahe auf alle Dichtungen übergegangen ist, die aus der Vergangenheit und der Gegenwart herausstrebend eine nahe oder ferne Zukunft zu versinnlichen suchen, ist hinreichend bekannt, obschon, soviel wir uns erinnern, noch nicht im Zusammenhang erörtert worden. Und je weiter dieser Einfluß des Chiliasmus, des schwärmerischen Friedens- und Genußtraums mit religiöser Basis, auf solche Werke der Phantasie reicht, die an die Stelle der unvollkommenen eine vollkommene, der ringenden und kämpfenden Welt eine befriedigte und in sich glückliche zu setzen versuchen, umso eher wird wenigstens ein lyrisch-didaktischer Gehalt in ihnen zu finden sein, wenn schon die ganze Vorstellungsweise die Zauber der poetischen Entwicklung und der reichen Mannigfaltigkeit ausschließt. Goethe wußte wohl, warum er, die Symbolik ablehnend, an Creuzer schrieb: „Einen alten Volksglauben setzen wir gern voraus, doch ist uns die reine charakteristische Personifikation ohne Hinterhalt und Allegorie alles wert; was nachher die Priester aus dem Dunkeln, die Philosophen ins Helle gethan, dürfen wir nicht beachten.“ Er sah die große Hauptaufgabe der Dichtung, die Welt- und Menschendarstellung, schon durch alles gefährdet, was allzu ausschließlich nach dem Woher? und Wohin? fragte, und war gegen alle Poesie, die auf das tausendjährige Reich wartete oder auch nur hinwies, von vornherein mißtrauisch gestimmt. Gleichwohl wußte und ahnte er nichts von der Möglichkeit einer Dichtung, die die höchste Vervollkommnung des Weltzustands, die Erhebung des Menschen zur Gottähnlichkeit, den idealsten Aufschwung weder an eine geheiligte Offenbarung, noch an eine seelische Entwicklung, eine Steigerung der innern Größe, der sittlichen Kraft, sondern lediglich an den technischen Fortschritt knüpft.

Der technische Chiliasmus, wie wir eine jüngste Grundstimmung, einen Glauben oder vielmehr Aberglauben nennen möchten, der die heutige Welt durchdringt und sich nun auch in der Litteratur geltend macht, ist so neuen Datums, daß der Alte von Weimar ihn nicht voraussehen konnte. Der technische Chiliasmus hat eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einer gewissen Art der politischen Schwärmerei; wie der dogmatische Republikaner wähnt, daß alles

Leid und Übel der Erde vor der bloßen Ausrufung und Aufrichtung der Republik entfliehen werde, so ist der Jünger des technischen unendlichen Fortschritts davon durchdrungen, daß alles weitere Mühen um sittliche, um intellektuelle, um persönliche wie um nationale, um litterarische wie um künstlerische Kultur fernerhin überflüssig erscheine, da dies alles in der reißenden und blendenden Fortentwicklung der Technik mit inbegriffen sei. Der technische Chiliasmus hat mit dem religiösen Chiliasmus die Neigung und die Fähigkeit gemeinsam, ins Gewaltige zu malen und sich bei der Beschreibung künftiger Herrlichkeiten nicht genug zu thun. Die Schilderungen, die Bellamys bekanntes Buch „Im Jahre 2000“ von Boston am Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts entwirft, können mit den Perlethoren und den goldnen Gassen des neuen Jerusalems in der Offenbarung Johannis beinahe wetteifern. Es ist offenbar eine innere Verwandtschaft zwischen der schwelgerischen Phantasie der ältesten und der neusten Schwärmer vorhanden, obschon, neben andern tiefreichenden Unterschieden, die Verkünder des alten tausendjährigen Reichs wirklich ergriffen, an ihre schwärmerische Erwartung ganz hingeeben erscheinen, während die Propheten der technischen Weltbeglückung mitten im Kaufsch plötzlich eine gekünstelte, kalte, berechnete Weise an den Tag legen.

Der Helltraum von der alleinseigmachenden Kraft und Macht des technischen Fortschritts erfährt in der Wirklichkeit zuweilen eine empfindliche, ja erschütternde Störung. Der schauerliche Untergang der „Bourgogne“ hat vor wenigen Wochen auch den Aposteln dieses Fortschritts vor Augen gerückt, daß die Welt noch manches andre bedarf. Der stolze Dampfer soll nicht mit allen technischen Vollkommenheiten ausgerüstet gewesen sein, doch wenn er es auch gewesen wäre, so hätte keine technische Ausrüstung der brutalen Mannschaft verwehren können, rettungsuchende Frauen und Kinder zu Boden zu treten und ins Meer zu stürzen, um des eignen Lebens sicher zu sein, sondern sie hätten eben eines Salts bedurft, der völlig unabhängig von der technischen Vortrefflichkeit ist. Und die mit untergehenden katholischen Priester, die bis zuletzt den Unglücklichen Trost spendeten, hatten die Fähigkeit dazu an anderm Quell geschöpft, als an dem der technischen Perfektibilität. Kein vernünftiger Mensch zweifelt ja an den Segnungen des technischen Fortschritts, aber jeder vernünftige Mensch fühlt auch, daß mit ihm allein nichts gewonnen wird, ja daß seine ausschließliche und unbegrenzte Herrschaft den Segen in Fluch wandeln kann. Die Verödung, die ein Leben bedrohen würde, das nur noch auf den technischen Fortschritt gestellt wäre, bedroht auch die poetische Litteratur, mit dem Einbruch des technischen Chiliasmus. Noch handelt sich überall nur um Anfänge, und falsche Vornehmheit kann sich für den Augenblick mit der Wahrheit trösten, daß die vorhandnen Romane und Phantasiestücke, in denen die Weltzukunft und das Weltheil auf technische Erfindungen gestellt erscheinen, im großen Zusammenhang der Litteratur geringfügige Be-

deutung haben. Wer aber mit der Litteratur und Litteraturgeschichte der beiden letzten Jahrzehnte etwas vertrauter ist, der weiß auch, daß nicht rasch und nicht scharf genug gegen das Überwuchern von anspruchsvollen Nichtigkeiten, häßlichen Zwittergattungen und all den geistreichen „neuen“ Anschauungen Einspruch erhoben werden kann, nach denen es natürlich ist, auf dem Kopfe zu stehen, und in denen überall das Zeichen für die Sache gesetzt wird. Die Wege der modernen Reklame sind gewunden, mit der einfachen Empfehlung der beachtenswerten besondern Erscheinung hoben sie an, mit dem Lob des „aktuellen“ Gehalts, gegenüber dem veralteten allgemein menschlichen Gehalt, fuhren sie fort, bis sie endlich zu dem Ziel gelangen, daß die gepriesene Erscheinung eine Geistes- und Kunststoffenbarung sei, die in Jahrhunderten nur wenigemale wiederkehre. Wenn wir erst glücklich so weit sind, stehen regelmäßig die Urteilsfähigen an die Wand gedrückt, und der große Haufen der Urteilslosen lauscht offenen Mundes den Weisheitsprüchen der Reklame. Darum gilt es von vornherein die Hohlheit und poetische Unfruchtbarkeit des neuen technischen Chiliasmus festzustellen. Mag er, soweit seine litterarische Betätigung unschuldige Spielerei, eine bloße phantastische Übersteigerung des Selbstgefühls ist, das durch die großen Entdeckungen der Physik und die Leistungen der Technik erweckt wurde, zunächst nur, wie in Jules Vernes Phantasien, einer spannenden Unterhaltung und Zerstreuung dienen. Mögen in den Augen des großen Publikums die meisten der hierher gehörigen Werke nichts andres bedeuten, als Phantasiespiele in der Art Vernes, und mag dies Publikum auch ein Werk wie den Roman „Auf zwei Planeten“ von Kurt Laßwitz, die vorjährige Hauptleistung des poetischen Chiliasmus, zunächst nicht eben höher schätzen als Vernes „Fünf Wochen im Luftballon“ und „Geheimnisvolle Insel,“ es wird dabei nicht bleiben. Und was nachkommt, wissen wir nun aus Erfahrung, der Gebrannte aber scheut das Feuer.

Daß auch Bellamys „Im Jahre 2000“ und eine Reihe verwandter Schriften wenigstens zur Hälfte dem technischen Chiliasmus, dem Glauben an die unbegrenzte Wunderwirkung der Technik entstammen, ist angesichts ihrer sozialpolitischen, ihrer nationalökonomischen Bestandteile viel zu wenig betont worden. Erinnern wir uns des Verlaufs des gedachten Romans, so hastet nächst der kühnen Unterstellung, daß die Abschaffung alles Privateigentums gleichsam an der Börse ausgeklingelt wird, und die ungeheuerste Revolution ohne die geringste Gewaltthat, ohne Widerstreben, ja ohne jede Bitterkeit vor sich geht, nichts so sehr in der Vorstellung, als die technischen Zauber, die Knöpfe, die man, in seinem Zimmer im Lehnstuhl sitzend, nur zu drücken braucht, um das ausgezeichnetste Konzert zu hören oder die vortrefflichsten Gerichte zu erhalten, die Schutzdächer, die unsern braven Regenschirm verdrängt haben und, wie es scheint, beliebig über den ganzen amerikanischen Kontinent ausgespannt werden können, die wunderbaren Warenhäuser mit ihren

Röhrenleitungen und die Speisehallen, mit denen der wohlredende Dr. Leete seinen Gast aus dem neunzehnten Jahrhundert vertraut macht. Wir fürchten, daß die meisten sie besser im Gedächtnis behalten haben, als die ethischen und nationalökonomischen Auseinandersetzungen über den Unterschied des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts. Auf alle Fälle wird, da sich nach Dr. Leetes Versicherung die menschliche Natur nicht geändert hat, sondern nur die Bedingungen des menschlichen Lebens, auch in Bellamys Zukunftsbild eine ungeheure Wirkung des technischen Fortschritts auf Thun und Lassen der Menschen vorausgesetzt.

Doch was will die technische Entwicklung in Bellamys sozialem Traum gegenüber den Voraussetzungen bedeuten, die Kurt Laßwitz der Erfindung seines Romans „Auf zwei Planeten“ zu Grunde legt? Der Roman hebt gleich damit an, daß kühne Luftschiffer, die den Nordpol der Erde erreichen und erblicken, sich zu ihrer tiefsten Bestürzung überzeugen müssen, daß andre vor ihnen den Pol nicht nur erreicht, sondern eine feste, seltsame Station auf ihm begründet haben. Es weist sich aus, daß die europäischen Polforscher den unbekanntem Apparaten einer künstlichen Insel gegenüber in der Lage eines Eskimos vor der Dynamomaschine eines Elektrizitätswerkes sind, sie sind vollends verloren, als ihr Ballon unentrinnbar einem abarischen Felde, einem Gebiet ohne Schwere, zugetrieben wird, das die Marsbewohner sich am Nordpol besorgt haben. Denn die Rume, die Bewohner des Mars, sind verzeufelt viel bessere Techniker, als die Sterblichen der Erde, und — weil sie bessere Techniker sind — in dem gleichen Maße auch edlere und höherstehende Geschöpfe. Sie haben es fertig gebracht, den Weltraum zwischen dem Planeten Mars (Nu) und der Erde in wunderbar konstruirten Fahrzeugen zu durchschiffen, sie haben die beiden Pole der Erde erreicht und Stationen dort angelegt, doch ist es ihnen bisher nicht gelungen, von den Eskimos zu den Kulturländern der Erde vorzubringen. Die verunglückenden Polforscher Saltner und Grunthe, die von den Bewohnern der martischen Station gerettet werden, sind die ersten zivilisirten Menschen, die den Herren und Damen vom Mars vorkommen. Man betrachtet sich, wie billig, mit gegenseitigem Erstaunen, und zwischen dem braven süddeutschen Saltner und der schönen La vom Planeten Nu macht sich alsbald die geheime Anziehungskraft geltend, die in der Menschen Geschlechter den Mann zum Weibe zieht. Der dritte der Polforscher, Torm, ist seinen Gefährten beim Herabsturz des Luftballons abhanden gekommen, und diese machen sich in der guten Pflege der Martier mit Recht schwere Sorgen um ihn. Beinahe noch rätselhafter als sein Verschwinden erscheint den Deutschen die Thatsache, daß der Hauptausrüster ihrer Expedition, Friedrich Ell, ihnen ein kleines handschriftliches Buch, einen deutsch-martischen Sprachführer mitgegeben hat! Während sie dem Geheimnis nachsinnen, wie ein irdischer Mensch die Sprache der Rume verstehen könne, machen sie beide, Grunthe wie Saltner,

so ungläubliche Fortschritte in dieser und etliche Martier, die schöne La voran, so beträchtliche im Deutschen, daß sowohl theoretische Verständigungen über die Raumschiffe der Martier und über ihre wunderwirkende Entdeckung des kondensirten Aethers, des Repulsits (mit dem sie einem Geschloß die Geschwindigkeit von zehntausend Kilometern in der Sekunde geben können) als auch harmlosere aber sehr flüssige Unterhaltungen möglich werden. Nun aber erweist sich bald, daß die Nume nicht bloß aus Wißbegier zur Erde gekommen sind, nicht bloß atmosphärische Luft und Strahlung von ihr nach dem Mars exportiren wollen, sondern auch als Träger der Kultur des Sonnensystems die Resultate ihrer hunderttausendjährigen Kulturarbeit den Menschen zugänglich zu machen wünschen. Sie wollen, um sich für diesen edeln Zweck zu Herren der Erde machen zu können, ihre beiden Gäste mit nach dem Mars führen und dafür Sorge tragen, daß man in den Kulturstaaten nicht früher von der Landung der Nume auf der Erde erfährt, als bis sie all ihre Vorbereitungen getroffen haben.

Schließlich wird Grunthe im neuen lenkbaren Luftboot der Martier (das in sechs Stunden vom Nordpol bis Berlin fährt) nach Europa entlassen, Saltner aber, den die Liebe für Fräulein La fesselt, nach dem Mars entführt. Und nun entwickelt sich anstatt des im Sinne der Friedensfreunde gewünschten Verkehrs zwischen Menschen und Numen ein Verhängnis dadurch, daß ein Luftboot der Marsbewohner, das nach dem geretteten und bei den Eskimos weilenden Torm suchen soll, in Konflikt mit einem im Smithsund kreuzenden kleinen englischen Kriegsschiff gerät. Dabei wird zwar der Engländer besiegt, aber auch das numische Luftboot verlegt, sodaß der von einem Martier abstammende Ell und Torms Gattin Isma, die sich bald nach Grunthes Rückkehr auf dem martischen Luftboot eingeschifft haben, jetzt gleichfalls gezwungen sind, mit nach dem Mars zu gehen, wo die wunderbaren mechanischen Werkstätten der Nume sind. Ill, der Befehlshaber der Nume beim Zusammenstoß mit dem streitlustigen Briten, hat nicht umsonst pathetisch ausgerufen: „Das ist also unser erstes Zusammentreffen mit den Menschen, das ist die Verbrüderung der Planeten! Ich hatte es mir anders gedacht. Ich höre, die Menschen haben unsre Planeten nach dem Gotte des Kriegs genannt; wir wollten den Frieden bringen, aber es scheint, daß die Berührung mit diesem wilden Geschlecht uns in die Barbarei zurückwirft. Gott gebe, daß diese Begegnung kein Vorzeichen ist.“ Sie wird aber in der That eins. Mit ihrer Flotte von Luftschiffen und ihren furchtbaren Ausrüstungen, gegen die die Waffen der Erdenbewohner sich so ziemlich als Erbsenkanonen und Kinderflinten erweisen, bestegen die Martier zuerst die Engländer in einer großen Seeschlacht bei Portsmouth, erzwingen sich das Protektorat über das gedemüthigte England und nach und nach über die gesamte Erde. Sie unter-

tische Aktion ohne vorherige Zustimmung der Marsstaaten. Sie zwingen ihre „geläuterten“ Anschauungen den widerstrebenden Menschen ganz in der Weise der radikalen Weltbeglückter auf. Das Protektorat und die Erziehungsmethode der Numen ruft einen Konflikt nach dem andern hervor. Es zeigt sich, daß die Beschützer und „Kultoren“ der barbarischen Menschheit unter anderm auch die agrarische Nahrung abgewöhnen müssen, wenn nicht eine furchtbare Pest, die früher auf dem Mars geherrscht hat, die Erde entvölkern soll. Die idealen Marsbewohner werden als Beamte auf der schönen Erde von einem „Erdfoller“ ergriffen und erlauben sich tausend Ausschreitungen, auf dem Musterplaneten selbst aber, auf dem Mars, erheben sich „sobald mit der Erschließung der Erde das Gefühl der Macht und die Möglichkeit sich eingestellt hatte, Wesen, die man nicht für feinesgleichen hielt, auszubeuten, in den weniger hochstehenden Elementen der Bevölkerung wieder jene niedern Instinkte eines unter dem schönen Namen des Patriotismus sich verbergenden Egoismus.“ Gegenüber dem unerträglich gewordenen Drucke bildet sich auf der Erde ein Menschenbund, der „Numenheit ohne Numen,“ Erringung der Kulturvorteile, die der höhere Standpunkt der Martier bieten kann, aber Zurückgewinnung der Unabhängigkeit als Endziel erstrebt. Die Martier greifen zum äußersten Mittel und erklären die gesamte Bevölkerung der Erde des Rechts der freien Selbstbestimmung für verlustig. In den Urwäldern der Vereinigten Staaten von Amerika haben geschickte Ingenieure Luftkriegsschiffe nach dem System der Martier erbaut und bewaffnet, ein Angriff auf die Außenstation der Numen und die Polinsel gelingt, die auf der Erde vorhandnen Martier sind von der Verbindung mit ihrem Gestirn abgeschnitten. Die Martier besäßen in ihrer überlegnen Technik wohl noch immer die Mittel, in einem Vernichtungskriege die Menschen und ihre Kultur auszurotten, aber vor der Verantwortung dafür scheut ihre Regierung zurück. So kommt es zum Weltfrieden und einem Handelsvertrag auf ewige Zeiten zwischen Nu und Ba, dem Mars und der Erde. Die europäischen Staaten vertrauen sich der Führung der Vereinigten Staaten, worauf die Menschheit ihr Haupt in Frieden, Freiheit und Würde erhebt. Beim Überbringen der Friedensbotschaft ist Ea, der im Anfang erwähnte geheimnisvolle Numensohn auf der Erde, der spätere „Kultor“ der Deutschen, in edler Aufopferung verunglückt. Torm und seine Isma, die längst wieder vereinigt sind, und Saltner, der die schöne Martierin La geheiratet hat, weihen dem Andenken des Edeln die üblichen Thränen.

Fassen wir den Verlauf des im flüchtigsten Umriß skizzierten Romans ins Auge, so haben wir zunächst freilich nichts, als eine Übersteigerung der Phantasien Vernes und eine technische Vision, die die Einbildungskraft der Leser von der Erde hinweg und in den Weltraum hinausreißt. Wir erfahren ja gelegentlich sogar, daß die Martier auch den Jupiter umschiffen haben, und dürfen unter Umständen einem Roman darüber entgegensehen, der die Ge-

schichten Einbads des Seefahrers weit hinter sich läßt. Doch im Abenteuer der Erfindung soll weder die Stärke noch der Zweck des Romans liegen, und wenn wir darüber im Zweifel sein könnten, so belehren uns ja umfangreiche Kritiken des Lafwitzschen Buchs über dessen symbolische Bedeutung. Wie stark auch der technische Chiliasmus, der Schwarmglaube an die unbegrenzte Entwicklungsfähigkeit der Technik sein möge — und er ist oder scheint wenigstens schrankenlos —, so kann selbst dieser Glaube in der Überwindung des Weltraums und der unermesslichen technischen und ethischen Überlegenheit der Nume über die Menschen nur Symbole für Abstände innerhalb unsrer kleinen Narrenwelt sehen. „Wir wissen von keiner Kunst, als in Bezug auf den Menschen, wir kennen keine Kunst als die ein Abdruck dieses Bezugs ist!“ Das gilt auch von allem, was uns von den Martiern erzählt wird. „Die Erde war ein sehr viel jüngerer Planet und in ihrer ganzen Entwicklung auf einer Stufe, wie sie der Mars schon vor Millionen Jahren durchlaufen hatte. Da sagten sich die Marsbewohner selbstverständlich, daß die Bata, wie sie die hypothetischen Bewohner der Erde nannten, jedenfalls auf einem viel niedrigeren Standpunkte der Kultur stünden als sie, die Nume, ja wer weiß, ob sie sich überhaupt schon bis zur Höhe der »Numenheit,« zur Vernunftidee der Martier, erhoben haben. Um jene Zeit, als man auf der Erde von einem Jahrhundert der Naturwissenschaft zu sprechen anfing, blickten die Martier längst nicht nur auf das Zeitalter des Dampfes, sondern auch auf das Zeitalter der Elektrizität wie auf ein altes Kulturerbe zurück.“

Welch erstaunliche Rolle bei ihnen die Aeronautik spielt, haben wir hinreichend gesehen. Sie vertreten also den technischen Übermenschen der kommenden Jahrhunderte in ausgiebigster Weise, und die großen martischen Ingenieure des Herrn Lafwitz verhalten sich selbst zu denen, die uns soeben Herr Professor A. Riedler in der interessanten Schrift „Unsre Hochschulen und die Anforderungen des zwanzigsten Jahrhunderts“ prophezeit, wie der farnesische Herkules zu einer spannenlagen Gipsstatuette. Zwar haben offenbar die Nume in den „hunderttausenden“ von Jahren, die sie vor uns voraus haben, nicht bloß viel gewonnen, sondern auch viel eingebüßt, ihre häßliche, aus einsilbigen Wurzelwörtern bestehende Sprache, die an Volapük und Pidgeon-Englisch erinnert, kann nur ein kläglicher Rest früherer Herrlichkeit sein, oder das edelste geistige Volkervermögen, das sprachschöpferische, ist bei den Marsbewohnern völlig unentwickelt geblieben. Aber an ihre Überlegenheit in jedem Betracht glauben, heißt einfach an die Gottähnlichkeit der Leute glauben, für die die idealen Nume die Kolossalspiegel vorstellen. Wir lassen die kleinen Eigentümlichkeiten dieser Idealgestalten beiseite. Daß sie sich nur von Getränken nähren, sich Eiweiß und Fett nur in flüssiger Gestalt zu Gemüte führen und, im Gegensatz zu den homerischen Helden wie den Helden der Gegenwart, die man immer essen sieht, ihre Mahlzeiten schamhaft für sich

allein abhalten (Lord Byron, der Damen, die er liebte, nicht essen sehen konnte, würde diese Eigenschaft wenigstens bei den weiblichen Numen sehr wohl gefallen haben), daß sie metallische Gewebe tragen, daß sie mehr schweben als gehen, daß sie nur halblaut sprechen, daß sie sich grüßen, indem sie sich die Hände auf die Schultern legen, sind doch im Grunde sehr relative Fortschritte der Numenheit über die Menschheit hinaus. Jedoch ist das auch nicht die Hauptsache. Die Hauptsache ist die erhabne Vernünftigkeit der Marsbewohner, mit der sie vor allen Dingen über die kleinlichen armseligen Vorurteile von Volk, Vaterland und ähnlichen Dingen hinaus sind. „Auf dem Kulturstandpunkt der Menschheit erschienen die Einrichtungen des Mars als Utopien, und mit Recht, denn sie setzten eben Staatsbürger voraus, die in einer hunderttausendjährigen Entwicklung sich sittlich geschult hatten und theoretisch an der rechten Stelle alle die Mittel gleichzeitig zu benutzen wußten, deren Gebrauch im Laufe der sozialen Lebensformen nach irgend einer Seite erprobt worden war.“ Das sind dunkle Phrasen, zugleich vielverheißend und schreckendrohend, wie die Drakel Robespierres und St. Justs von der Tribüne des französischen Konvents. Bündiger spricht sich Herr Friedrich Ell, Sohn eines Numen und eines armen Menschenkinds, dahin aus: „Die einzelnen Völker und Staaten sind Mittel im gegenseitigen Wettbewerb, die Idee der Menschheit zu erfüllen. Wenn nun einmal der Staat, dem ich angehöre, durch seinen Erfolg nicht das zweckentsprechende Mittel wäre in Rücksicht auf die Idee der Menschheit, so wäre es unmoralisch, wenn ich als freie Persönlichkeit mich nur darum für ihn entschiede, weil ich ihm viel verdanke. Die ethische Forderung ist eine andre. Aber bei den Menschen wird immer nach dem unmittelbaren Gefühl entschieden, und das nennt man dann Patriotismus.“

Latet anguis in herba — hier kraucht die Schlange durchs Kraut, wie der Berliner Gymnasiast übersetzt hat. Die erhabnen Numen sind nichts als Typen der internationalen Friedensapostel, nach dem Vorbild der Frau von Suttner, Vertreter des doktrinären Verstandeshochmuts, der auf alle Regungen des Herzens mit lächelnder Geringschätzung herabsieht, Übersetzungen und zwar schlechte Übersetzungen von Originalen, die wir nur zu wohl kennen. „Solche Dinge wie Zweikampf, Beleidigungsklagen kommen den Numen so vor, wie uns die Menschenfresserei oder die Blutrache, sie meinen, das müsse man einfach mit Gewalt ausrotten.“ Durch den ganzen Roman geht die kalte Überhebung einer Gruppe von Vernunftfanatikern, die den Beweis schuldig bleiben, daß ihre Anschauung die leidende Menschheit auch nur im kleinsten Punkte gesünder und glücklicher machen könnte. Daß die Leute im Zeitalter der „Numenheit“ wegen Klavierspielens auf ungedämpften Instrumenten und wegen dauernder Versäumnis der Fortbildungsschule zur Überweisung ans psychologische Laboratorium (d. h. ans Irrenhaus) verurteilt werden, mag als guter Witz angehen; daß die soldatenhassende Phantasie, die den Hellsraum er-

füllt, in der Vorstellung eines Kampfes schwelgt, bei dem die deutschen Fürsten und ihre Generale samt ihren tapfern Reitern durch ein über sie hinziehendes elektrisches Feld, einen Magneten von kolossaler Stärke, widerstandslos ihrer Waffen und selbst der Hufe ihrer Pferde beraubt und in lächerlicher Weise Gefangne der Martier werden, offenbart freilich keine Prophetengabe für die Zukunft, aber die geheimsten Wünsche der Kreise, denen dieser Roman entstammt.

Für die Poesie ist dieser technische Chiliasmus durchaus unfruchtbar. Es ist nicht der leiseste Versuch gemacht, einen Zusammenhang und eine Wechselwirkung zwischen der technischen und der sittlichen Kultur der Martier nachzuweisen. Es ist in ihnen nichts vorhanden, was uns mit der Sehnsucht erfüllen könnte, ihnen nachzueifern. Daß die Bewohner des Mars sich der menschlichen Organisation insoweit annähern, als sie Sterbliche sind, wie wir, und freien und sich freien lassen, ist das einzige, was ein Gefühl von Verwandtschaft in uns erweckt. Sonst ist nichts in ihrem Thun und Treiben, das die Erhabenheit, von der unablässig die Rede ist, auch nur andeutete. Wir sehen die Rume mit allen technischen Erfindungen ausgerüstet, die Menschen zu allem zu zwingen, was den Kultoren vom Mars gefällig ist. Daß sie von dieser Überlegenheit nur sittlichen Gebrauch machen werden, wird unablässig versichert, zu sehen bekommen wir nichts als brutale Willkür, wie sie jedes Revolutionskomitee und jede Anarchistengesellschaft, die zufällig in den Besitz neuer gewaltiger Bewegungs- und Sprengmittel käme, überhaupt jede rohe Macht entwickeln könnte und würde. Bei der Darstellung der Umbildung der Charaktere, der veränderten Antriebe des Blutes und des Hirns, infolge einer wirklich höhern Kultur, hätte die Darstellung einsetzen müssen. Davon erfahren wir so gut wie nichts, und darnach zu fragen nimmt sich der technische Chiliasmus nicht die Mühe. Er wähnt, daß die Entwicklung des Maschinenwesens der sittlichen und ästhetischen Kultur parallel liefe. Die Herren Ell und Hil, wo sie in Berlin beisammen sitzen und über die eingetretenen Veränderungen ihrer Martier, die Verrohung, die Geringschätzung der ästhetischen Form, die Überschätzung der eignen Bedeutung und die Selbstherrlichkeit wehklagen, nehmen sich ziemlich wie die Herren Deputirten von der Gironde aus, die Zeter schrien, als die Pariser Sektionen das revolutionäre Evangelium anders ausdeuteten, als sie selbst. Die Voraussetzung, daß die technische vervollkommnung auch eine seelische Erhebung bewirke, ist nur in einzelnen Fällen richtig, ebenso oft tritt das Gegenteil ein. Und im Gebiet der Dichtung wird auf dem Wege solcher Phantastik weder ein neues Ideal gewonnen, noch das geringste für die Ergründung und poetische Wiedergabe der Menschennatur geleistet.

Man wende nicht ein, daß hier an sich unbedeutenden Versuchen zu viel Gewicht beigelegt werde. Natürlich ist der nächste Zweck gewisser phantastischer

Bücher die einfache Sensationserregung. Aber wenn sich diese mit anmaßlicher Tendenz und dem hohlen Pathos verbindet, das überall eine neue Erde und eine neue Menschheit begehrt, ohne das Geringste für die Beglückung der vorhandenen Zustände zu bringen, so ist der technische Chiliasmus eine neue Gefahr für die lebendige Dichtkunst, die von ihrer alten Aufgabe, sich liebevoll in Natur, Leben und Schicksale der Menschen zu vertiefen, weder lassen kann noch lassen darf.



Die Gedichte Michelangelos

(Fortsetzung)

4



§ sind uns die Namen mehrerer der jungen Freunde überliefert, denen Michelangelo auf der Höhe seines Lebens und seines Ruhmes eine schwärmerische Zuneigung schenkte, in Ausdrücken, die den Empfindungen für ein angebetetes Ideal entlehnt sind. Keinen hat er so mit poetischen Huldigungen überhäuft, wie den adlichen Römer Tommaso Cavaliere, den auch Barchi und Vasari als einen Jüngling von unvergleichlicher Schönheit, Anmut der Sitten und Liebenswürdigkeit preisen. Er war Künstler, lernte bei Michelangelo, half ihm bei seinen Arbeiten und blieb bis zum Tode des Meisters einer seiner vertrautesten Freunde. Noch in seiner letzten Krankheit war er ihm ein treuer Pfleger. Michelangelo lernte ihn ohne Zweifel bei seinem Aufenthalt vom September 1532 bis Juni 1533 in Rom kennen, und kaum war er wieder nach Florenz zurück, so schrieb er ihm Briefe im Tone überschwenglicher Bewunderung, ja unterwürfiger Huldigung. Er redet ihn an als mächtiges Genium, als Leuchte des Jahrhunderts, einzig in der Welt. Und hier in Florenz schreibt er auch die ersten Sonette nieder, in denen er seine Gefühle für den entfernten Freund ausspricht, schwermütige Liebesklagen, leidenschaftliche Ergüsse, von einer schwungvollen Beredsamkeit, die überrascht: er vergleicht sich dem Mond, der nur von der Sonne Licht empfängt, mit seinem Wollen und Denken ist er ganz dem Freunde hingegeben, ihn, den flügellosen, hebt des Freundes Gefieder zum Himmel empor. In den Briefen an die andern Freunde in Rom ist immer von Cavaliere die Rede, und die Sehnsucht nach dem Geliebten ist einer der Beweggründe, die ihn nach Rom treiben.

Eine Entwicklung dieses Verhältnisses ist nicht sichtbar. Immerhin läßt sich sagen, daß dem stürmischen Anfang eine Periode beruhigterer Empfindungen